

Christina Pareigis (Hg.)

Susan Taubes

Schriften von Susan Taubes

Herausgegeben von Sigrid Weigel

Band 3

Susan Taubes

Prosaschriften

Herausgegeben und kommentiert
von Christina Pareigis

Aus dem Amerikanischen
von Werner Richter

Wilhelm Fink

Dieser Veröffentlichung zugrundeliegendes Vorhaben wurde mit Mitteln
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter
dem Förderkennzeichen 01UG0712 gefördert.

—

Gefördert aus den Mitteln der Stiftung Preußische Seehandlung.

Umschlagabbildung:
Susan Taubes, ca. 1960

Lektorat: Hans-Ulrich Müller-Schwefe

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe
und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung
einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung
und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien,
soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2015 Wilhelm Fink, Paderborn
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schönigh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5900-8

INHALT

VORBEMERKUNG	7
PROSASCHRIFTEN	9
Der Patient	11
Die Haie	21
Eine tödliche Krankheit	27
Dr. Rombachs Tochter	35
Medea	51
Osterbesuch	65
Die goldene Kette	69
Begegnung in der U-Bahn	89
Schwan	91
Der letzte Tanz	107
Klage um Julia	113
DIE SCHRIFTSTELLERIN SUSAN TAUBES von Christina Pareigis	233
ANHANG	245
Zur Überlieferung	247
Siglen- und Abkürzungsverzeichnis	251
Dank	253

VORBEMERKUNG

Das Korpus dieses Bandes umfasst elf Prosatexte aus dem Nachlass von Susan Taubes. Die einzelnen Manuskripte sind ohne exakte Datierungen überliefert. Sicher ist jedoch, dass alle Texte zwischen 1957–1969 entstanden, eine Zeit, in der Taubes sich Schritt für Schritt von der akademischen Laufbahn verabschiedete, die sie in den 1950ern als junge Religionsphilosophin begonnen hatte. Stattdessen unternahm sie jetzt den Versuch, als Autorin literarischer Schriften zu reüssieren. Als Schriftstellerin wurde sie dem US-amerikanischen Publikum allerdings erst durch ihren Roman *Divorcing* bekannt. Er erschien 1969 bei *Random House* in New York, im Jahr ihres Todes im Alter von 41 Jahren.

Mehrere Konvolute in Taubes' Nachlass zeugen von einer immensen literarischen Produktivität, die lange vor der Entstehung und Veröffentlichung von *Divorcing* begann. Sie enthalten eine beeindruckende Anzahl an Entwürfen, Kladden, Skizzen und ausgereiften Manuskripten von Romanen, Erzählungen, Dramen und Gedichten. Die im vorliegenden Band versammelten Prosaschriften gehören zu den Texten, um deren Publikation Taubes sich in den 1960er Jahren nachweislich und vehement bemüht hat. Eine Ausnahme stellt der kurze Text *Begegnung in der U-Bahn* dar; bei ihm handelt es sich vermutlich um eine Etüde oder ein Fragment. Er ergänzt das Ensemble der Texte, die für das weite Repertoire an Schreibweisen und Erzählperspektiven stehen, mit denen Taubes experimentiert hat und die sie, in Verbindung mit den verschiedensten Schauplätzen und Sujets, im Laufe der Jahre stetig entwickelt und ausgebaut hat.

Gescheiterte Bemühungen und unglückliche Umstände waren dafür verantwortlich, dass diese faszinierenden Texte, bis auf *Der Patient* und *Die Haie*, zu Taubes' Lebzeiten keinen Verlag fanden. In Band 3 der *Schriften von Susan Taubes* werden sie nun endlich und zum ersten Mal einer Leserschaft präsentiert.

Alle in diesem Band abgedruckten Texte wurden aus dem Amerikanischen ins Deutsche übersetzt. Die meisten der Originaltexte sind in mehreren Varianten überliefert; den Übersetzungen zugrunde liegt jeweils diejenige Fassung, die Taubes an Verlage übermitteln ließ oder diesen selbst anbot bzw. von der angenommen werden kann, dass es sich um eine Version letzter Hand handelt.

PROSASCHRIFTEN

Der Patient

Ich habe keine Vergangenheit. Ich wurde als Pflegefall geboren, alterslos, geschlechtslos, vor Monaten oder Jahren, möglicherweise in diesem Bett. Oder, falls es ein anderes Bett, ein anderes Zimmer war, so unterschied es sich in keinem wesentlichen Detail von dort, wo ich jetzt bin. Alles, was ich über mich weiß, fängt hier an, bei Dingen, die mir von den Psychiatern erzählt worden sind, von Fuchs, Glatz, Engel und anderen.

Ich liege auf dem Rücken, außerstande mich zu bewegen. Nicht, dass ich mich bewegen will, aber nicht kann. Ich kann es einfach nicht wollen. Manchmal frage ich mich, ob ich gelähmt bin oder vielleicht bis zum Kinn in einem Gipsverband stecke.

Niemand hier findet offenbar, dass wir, bevor weiter verfahren wird, zunächst einmal meine physischen Voraussetzungen feststellen sollten: mein Alter, Geschlecht und früherer Status auf der Welt, falls es einen gab.

Glatz, so viel ist richtig, brachte einmal eine eindrucksvolle Materialsammlung über einen gewissen Judd oder eine Judy Kopitz ins Spiel, kurz J.K. Angeblich war ich J.K. Die Tatsache, dass ich keinerlei Verbindung sah, galt Glatz nur als Beweis. Mein Widerstand gegen J.K. stehe zwischen mir und dem ersten Schritt zur Genesung. Ich hatte mit Glatz nie über einen Judd oder eine Judy Kopitz gesprochen. Das war etwas, das er den Akten entnommen hatte. Falls diese J.K.-Angaben nicht einfach ein Irrtum des Sekretariats waren, konnte ich nur vermuten, dass sie auf etwas beruhten, das ich irgendwann einmal Fuchs anvertraut hatte, der es an Glatz weiterleitete, als man mich zu ihm überwies.

Da anscheinend meine Genesung daran gekoppelt wurde, unternahm ich einige Anstrengungen, in die Probleme von J.K. einzudringen. Ich fragte mich, wie dieses Kopitz-Kind wohl aussah. Beim Vernehmen der Angaben trat mir als erstes das Bild eines zierlichen Mädchens mit spitzen Gesicht und gelbsüchtigem Teint vor Augen, doch es hätte ebenso gut ein Wesen mit rosiger Haut, großen Schweißfüßen und einem feinen Schnurrbart sein können, einer dieser dicklichen Jungen, bei denen die Hoden nicht abgestiegen sind.

Es war mir, da sich die vorgelegten Angaben ausschließlich mit J.K.s Vorstellungswelt befassten, im Grunde unmöglich, ein Urteil über ihr

oder sein Geschlecht zu fällen. Ja, es war mir nie ganz klar, ob er oder sie eine Person war, die an dem Wahn litt, sie sei zwei Personen; oder ob J.K. nicht vielmehr zwei Personen waren, die an dem Wahn litten, eine zu sein.

Glatz' Angewohnheit, J.K. mal als die „latente männliche Komponente“ und mal als den „latenten weiblichen Komplex“ zu bezeichnen, trug zu meiner Verwirrung bei.

Nach einer Weile klang die Fallstudie, auf die sich Glatz so sklavisch bezog, entfernt vertraut, vielleicht weil ich so oft daraus hörte. Trotzdem konnte ich mich ehrlicherwise nicht als das Kopitz-Kind sehen, ob männlich oder weiblich. Dies, so sagte mir Glatz immer wieder, sei in hohem Maße symptomatisch.

Ich hatte eine ganz andere Theorie. Angenommen, die J.K.-Angaben hatten mit mir zu tun, war es dann nicht möglich, dass die jahrelange Behandlung durch Fuchs mich von J.K.s seltsamen Obsessionen befreit hatte, sodass ich mich als Ergebnis der Therapie nun nicht mehr länger mit dem J.K.-Komplex identifiziere? Wollte Glatz die Arbeit von Fuchs korrigieren? War Fuchs zu weit gegangen? Zudem besteht die Möglichkeit, dass der Fall bereits recht alt war, als Fuchs ihn damals übernahm.

Eigenartigerweise scheinen die Sitzungen bei Glatz in meine Entlassung zu münden. Womöglich aus schierer Verzweiflung nahm ich schließlich die Identität von J.K. an. Alles, was ich davon noch weiß, ist meine Fassungslosigkeit in dem Moment, als Glatz mir den Kopf tätschelte und viel Glück wünschte. Am Tag davor hatte er mich für geheilt erklärt.

„Jetzt verstehen Sie, oder?“ sagte er in seinem näselnden Tonfall etwa ein Dutzend Mal. „Ihr Traum zeigt deutlich, dass Sie verstehen.“

Ich erinnere mich auch, dass er sagte: „Denken Sie nur daran, aus Ihrer Mitte heraus zu atmen, dann kommt alles in Ordnung.“

Kurz vor meiner Entlassung, oder vielleicht auch in der Zeit zwischen der Entlassung und meiner Wiedereinweisung, hatte ich den folgenden Traum: Wir waren in der Eingangshalle eines Krankenhauses. Glatz und Fuchs schüttelten einander energisch die Hände, als hätten sie soeben ein höchst lukratives Geschäft besiegelt. Ich stand auf einem erhöhten Podium, als überlebensgroße Gliederpuppe mit hübschem, leerem Gesicht. Sie schraubten mir Arme, Beine und den Kopf ab, damit ich in eine Kiste hineinpasste, in der ich transportiert werden sollte. Obwohl man mir nichts gesagt hatte, mutmaßte ich, man werde mich an einen Ort für Unheilbare verlegen.

Die männliche Gliederpuppe ist seither nicht mehr in meinen Träumen aufgetaucht. Ich habe den Verdacht, sie sind nie dazu gekommen, mich aus der Kiste zu nehmen und wieder zusammenzusetzen.

Es fällt mir schwer zu glauben, dass ich tatsächlich mit meinem Entlassungsschein auf die Straße hinausgetreten bin, als Mann, Frau oder Kind. Sollte ich das aber getan haben, wovon mir nicht die Spur einer Erinnerung geblieben ist, kam ich nicht so gut zurecht, wie Glatz angenommen hatte; andernfalls wäre ich nicht dort, wo ich bin, noch in dem Zustand, in dem ich bin. Nein, ich bin offensichtlich gescheitert. Vielleicht mit Absicht, aus Trotz. Nur um zu beweisen, dass Glatz irrt. Was für eine Frechheit, mich für geheilt zu erklären! Und wie erniedrigend, von jemandem wie Glatz geheilt zu werden! So jedenfalls die Ansicht von Miss Engel, die ihm nachfolgte.

Von der Zeit meines Aufenthalts in der Welt, einmal angenommen, er war von einer gewissen Dauer, ist mir kein einziges Erlebnis, Gesicht oder Gefühl geblieben. Ich befürchte, ich habe es nicht einmal auf die andere Straßenseite geschafft. Und doch habe ich, soweit ich weiß, ein ganzes Leben gelebt, geliebt, gelitten und verloren. Kurz gesagt, mir meinen Frieden redlich verdient, sodass ihr Bemühen hier, mich auf die eine oder andere Art tüchtig für die Welt zu machen, reichlich unseriös wirkt.

Von allen Therapeuten, denen ich in verschiedenen Stadien meiner Krankheit zugeteilt war, erinnere ich mich am deutlichsten an Miss Engel. Zu Anfang konnte ich nur anhand ihrer Stimme einen Eindruck von ihr gewinnen. Das lag daran, dass ich meine Augen nicht öffnen konnte.

„Ich bin blind“, pflegte ich mich zu beschweren.

Doch sie sagte, ich könne ohne Probleme sehen, wenn ich nur die Augen aufschlüge. Das konnte ich aber nicht, ganz egal, wie sehr ich mich anstrengte. Es war auch sinnlos, dass mir jemand anders die Lider mit Gewalt aufzog, denn meine Augäpfel waren nach innen gedreht.

Miss Engels Stimme klang neutral. „Mein Beruf erfordert es“, wiederholte sie beharrlich, „neutral zu sein.“ Sie sprach ruhig und monoton, artikulierte jedes Wort mit gleicher Sorgfalt.

Die Stimme der Ärztin kam mir anfangs sehr jugendlich vor. Sie lispelte stark. Ich fragte mich immer wieder, weshalb ich gerade einer Frau zugewiesen worden war, und dann noch einer so jungen. Es war offensichtlich, dass sie nicht sehr erfahren sein konnte. Wahrscheinlich weil ich ein hoffnungsloser Fall war, sodass ihre Fehler ohne Konsequenzen blieben; wie bei einem dieser verstümmelten alten Frösche, die sie Schulkindern zum Sezieren geben. Es sei denn, man hoffte, die Ansteckungskraft ihrer Jugend würde die erwünschte therapeutische Wirkung erzielen. Eine Frau, weil ich ein Mann bin, oder vielleicht weil ich eine Frau bin. Sinn ergeben würde es in beiden Fällen.

So oder so fühlte ich mich infolge ihrer kleinemädchenhaften Art eher wie ein verwirrter alter Mann. Mir gingen öfter lüsterne Gedanken durch den Kopf, ich fragte mich, ob ihre Unterwäsche rosa, weiß, lavedelblau oder limonengelb war. Wäre ich sicher gewesen, tatsächlich ein alter Mann zu sein, hätte ich nicht gezögert, sie zu fragen. Aber angenommen, ich bin ein kleines Mädchen oder eine Frau ihres Alters, dann würde meine Bemerkung von sehr schlechten Manieren zeugen. Wie konnte ich den dieser Situation angemessenen Anstand wahren, oder, um die Worte von ihnen zu verwenden, mit Miss Engel in Beziehung treten, solange mein eigener Status nicht definiert war?

Miss Engel direkt zu fragen hatte keinen Sinn. Sie beantwortete meine Fragen nie. Das, erklärte sie, liege außerhalb ihres Zuständigkeitsbereiches. Meine Fragen wurden als Symptome, als Teil meiner Verhaltensauffälligkeiten ausgelegt. Oft bestätigte ein Traum meine Unwissenheit darüber, wer oder was ich war.

„Sehen Sie!“, bemerkte Miss Engel dann triumphierend, „Ihr Traum sagt uns, dass Sie nicht wissen, wer Sie sind. Wir müssen abwarten, bis Ihr Selbst sich konsolidiert, bis Sie die Antwort in sich selbst finden.“

Sie meinte jenes Selbst, das ich auch bei größter Anstrengung nicht zu fassen bekomme, zu dem nur sie Zugang besitzt, indem sie die Fäden meiner Träume aufließt.

Als sie mich eines Tages in den Therapieraum rollten, war ich entschlossen, mich nicht mehr länger hinhalten zu lassen.

„Ich verlange es zu wissen“, sagte ich drohend: „Wie alt bin ich?“

„Wissen Sie denn nicht“, fragte sie, „dass das Unbewusste alters- und zeitlos ist?“

„Aber ich bin ein Mensch!“, versuchte ich zu beharren.

Doch Dr. Engel seufzte nur traurig. „Sie sind noch nicht so weit. Wenn die Zeit gekommen ist, werden Sie es wissen.“

Sobald ich mein Sehvermögen wiedererlangt hatte, konnte ich selbst zu dem Schluss kommen, dass Miss Engel eine Frau war oder gewesen war. Sie musste Mitte Achtzig sein. An ihrem Lispeln, so stellte ich dann fest, war ein schlecht sitzendes Gebiss schuld. Alles an ihr war alt und vertrocknet. Sie trug grundsätzlich Mauve, die Farbe ihrer Tapete. Ihre blassen Augen blickten starr durch eine randlose Brille mit dicken Gläsern.

Auf dem Fensterbrett zu ihrer Rechten reihten sich mehrere Topfpflanzen, an denen Dr. Engel große Freude hatte. Sie stand manchmal mitten in der Sitzung auf, um sie zu gießen oder ihnen mit einer Pipette Vitamine zu verabreichen, und liebte es, sie mir zu zeigen. Ich werde nie den Tag vergessen, an dem eine seltene Pflanze aus Mexiko, die sie

seit Jahren gehegt hatte, endlich Blüten trug. Sie hielt sie in der Hand, als ich in den Therapieraum geschoben wurde.

„Sehen Sie nur!“, sagte sie und hielt mir die exotische Blüte vor das Gesicht, rubinrot mit orangefarbenen Flecken, eine kompliziert röhrenförmige, vaginale Pflanze.

Ich wusste nie recht, was ich dazu sagen sollte. Ich fragte mich, was diese Pflanzen mit mir zu tun hatten. Ich hatte Angst vor Blumen.

„Ist sie fleischfressend“, fragte ich schließlich.

„O nein“, erwiderte sie, einigermassen beleidigt. „Fleischfressende Pflanzen züchte ich nicht.“

Obwohl ich nicht glaubte, dass Miss Engel wirklich an mir gelegen war – ansonsten hätte sie kaum Stunde um Stunde stocksteif dasitzen und zusehen können, wie ich mich wand –, vermittelte sie mir doch das Gefühl, ein interessanter Fall zu sein; vielleicht nicht so interessant, wie ich selbst glaubte, aber für sie dennoch lohnend. Zum Beispiel kam es nicht so oft vor wie bei Glatz, dass sie gähnte oder einnickte. Und ich schien auch nicht dieselbe deprimierende Wirkung auf sie zu haben wie auf Fuchs. Außerdem gewann sie mein Vertrauen, indem sie meine vorherigen Analytiker herabsetzte.

„Nein, Glatz hat nicht verstanden, was?“, sagte sie etwa mit einem leise komplizenhaften Lächeln.

Was Fuchs anging, so seufzte sie nur: „Ach, Fuchs, der hat ja selbst beträchtliche Schwierigkeiten.“

Nicht zuletzt begrüßte ich diese Redesitzungen auch deshalb, weil sie mich von dem ablenkten, was in meinem Kopf vorging. Miss Engel, sollte ich hinzufügen, hatte keinerlei Geduld mit meinen insektomorphen Phantasien; Geständnisse meinerseits, ich sei eine Kakerlake oder eine kastrierte Kröte, ließen sie völlig kalt, und jedes Mal wenn ich zu behaupten wagte, ich befände mich bewegungslos in einem Gipsverband, brach sie einfach in Gekicher aus.

Mein Verlangen, unsere Beziehung zu definieren, bildete das Thema der meisten Sitzungen. Wir dürften Monate oder gar Jahre damit zugebracht haben. Dr. Engel ließ mich ruhig toben.

„Mein Beruf ist schon seltsam“, räumte sie hin und wieder ein.

Ich untersuchte die ganze Bandbreite menschlicher Beziehungen, ohne eine befriedigende Entsprechung zu finden. Geliebte waren wir nicht und auch keine Freunde, denn es gab zwischen uns kein Moment der Gegenseitigkeit. Waren wir wie Eltern und Kind? Ich kam nicht dahinter. Die Beziehung zwischen einem Mechaniker und einer defekten Maschine schien mir irgendwann einmal die Situation am besten zu beschreiben. Miss Engel jedoch lehnte dieses Bild ab; sie fand, es sei nicht

gut für mich, mich als rostigen alten Plattenspieler oder kaputtes Fahrrad zu betrachten.

Nach einer Weile schien es mir am natürlichsten, mir Dr. Engel als eine Art Beichtmutter vorzustellen. Dass sie (wie ich zumindest annahm) zölibatär lebte, die Tatsache, dass sie auf jede eigene Persönlichkeit verzichtete (zumindest in meiner Gegenwart), und schließlich ihr unglaubliches Vertrauen darauf, dass ich etwas besäße, was sie ein Selbst nannte – all das bekräftigte diesen Eindruck. Lange fragte ich mich, ob sie einer Kirche angehörte. Wer hatte sie geweiht? War sie einer höheren Instanz Rechenschaft schuldig? Dass sie ein Amt innehatte und doch keiner Institution angehörte, bereitete mir Unbehagen.

Ich muss allerdings betonen, dass Dr. Engel diese Kirchenanalogie nicht unterstützte. Sie sah sich am liebsten als Hebamme oder Gärtnerin, und mit der Zeit brachte sie mich dazu, sie ebenfalls so zu sehen. Nach etlichen Jahren mit Dr. Engel fühlte ich mich allmählich wie ein Fötus im dritten Monat. Dr. Engel, deren Diagnose stets optimistischer war als meine eigene, erklärte mich zum überfälligen Baby. In den letzten Phasen der Therapie ersetzte sie dann die biologische Metapher durch eine botanische. Ich wurde zu einer Wurzel, einer Knolle. Irgendwann bald würde ich einen kleinen grünen Schössling ins Licht hinauf-treiben.

Anfangs setzte ich Dr. Engels fester Überzeugung, ich besäße den Kern eines Selbst, Widerstand entgegen. Der Gedanke war allzu verwegen, oder, wie Miss Engel es formulierte, er bedrohte meine psychische Ökonomie. Sie muss mich aber mürbe gemacht haben, denn es kam der Augenblick, da ich kurz davor stand, sie ernst zu nehmen. Ich weiß noch, wie mir Tränen in die Augen traten, und dass ich das Beben meiner Mundwinkel spürte.

„Sehen Sie das wirklich“, presste ich hervor. „Sind Sie sicher?“

„So sicher, wie ich hier sitze“, erwiderte sie und schlug sich zur Bekräftigung mit den Fäusten auf die Oberschenkel.

„Und was ist es“, fragte ich atemlos. „Mann, Frau oder Kind?“

Dr. Engel belächelte meine primitive Frage bloß.

Am Ende des siebenten Jahres gelang es Dr. Engel doch noch, die Vorstellung einer Geburt in mich einzupflanzen. Wiedergeburt nannte sie es. Doch für mich, der ich mich nicht an eine Existenz, die diesen Namen verdiente, erinnern konnte, sollte es meine erste Geburt sein. Das stürzte mich in einen Zustand der Aufregung und Besorgnis, wie ich ihn noch nie erlebt hatte.

„Das ist nicht recht“, protestierte ich immer wieder. „Geborenwerden sollte nicht so qualvoll sein; ich sollte die Schmerzen nicht spüren.“

Ich sollte schlafen, wenn es geschieht. Ich sollte gar nicht anwesend sein. Es kann nicht geschehen, wenn ich anwesend bin.“

Dr. Engel sagte, es sei nicht die Geburt, sondern das Sterben, was mir solche Schmerzen bereite. Ich müsse nur aufhören, dagegen anzukämpfen und mich fügen, dann würde die Geburt ganz schmerzlos wie von selbst vonstattengehen.

Ich hörte ihr zu. Wie konnte ich widerstehen? Was wäre schöner, als den wahren Tod zu sterben? Sie befahl mir, das nicht zu versuchen, doch meine Qualen wurden unerträglich. Wie ich ihre Pflanzen benedete! Ich wünschte, Miss Engel würde mich in einen Topf stecken und mit Erde bedecken, mit feiner, luftiger Schwarzerde, und mich gießen. Dann würde ich Blüten tragen; dann hätte sie Freude an mir und wäre stolz auf mich. Doch sie deutete nur auf ihre Pflanzen und hielt sie mir hin zum Bewundern.

„Sehen Sie nur dieses prächtige Mimosengewächs“, rief sie einmal entzückt aus. „Vor einem Monat noch hatte es kein einziges Blatt. Ich fand es in einer Mülltonne. Jemand hatte es weggeworfen. Und sehen Sie es sich jetzt an!“

Miss Engel versicherte mir immer wieder, dass ich Fortschritte machte. Doch das schien mir nur ein therapeutischer Kunstgriff zu sein, um mir über meine *idée fixe* hinwegzuhelfen, dass alles stillstand. Unermüdlich hegte sie Hoffnung, aber ich wusste, Freude hatte sie nicht an mir. Im Unterschied zu ihren Pflanzen machte ich keine Fortschritte.

Doch die Sehnsucht zu erblühen hatte Wurzeln in mir geschlagen. Ich, der ich zuvor so gering von mir gedacht hatte, den es nicht gekümmert hatte, ob ich gesund oder krank war, bei klarem oder bei getrübttem Verstand, war nun von der quälenden Sehnsucht erfüllt, für Miss Engel zu blühen. Abwechselnd forderte ich Nahrung und verweigerte sie. Ich kratzte meine wunden Stellen auf, besudelte mich und beschimpfte die Pfleger. Meine Sitzungen verbrachte ich in mürrischem Schweigen oder ich brach in delirierende Anschuldigungen aus.

In diesen Agonien befand ich mich, als Miss Engel eines Sommermittags verschied. Sie starb aufrecht in ihrem Stuhl, mitten in einer Sitzung. In meiner, oder vielleicht auch schon davor. Ich kann mich nicht erinnern, ob sie mich begrüßte, als ich hereingeschoben wurde. Wie üblich schwieg ich etwa die ersten zehn Minuten und begann dann zusammenhanglos zu brabbeln. Nach einer Weile schien es mir, als dauerte diese Sitzung ungewöhnlich lange. Ich sprach über meine Wahrnehmung der Länge dieser Stunde. Ich fragte sie nach der Uhrzeit. Kei-

ne Antwort. In wachsender Panik fragte ich sie, ob ich für immer hier liegen bleiben müsse. Entsetzen überkam mich. Ich hatte das Gefühl, einen engen, dunklen Schacht hinabzufallen. Ich versuchte ihr Schweigen hinzunehmen.

„Sie stellt dich nur auf die Probe“, sagte ich mir. „Sie will nur sehen, ob du die Sitzung mit eigener Anstrengung beenden kannst.“

Doch ich war außerstande, irgendwelche Kräfte zu mobilisieren. Ich überlegte schon, ob ich mich diesem Sturz in die Finsternis nicht einfach überlassen sollte. Aber mich ergeben konnte ich ebenso wenig wie widerstehen.

„Antworten Sie!“, schrie ich.

Nach einer Weile fehlte mir sogar die Kraft zu schreien.

Es war stockdunkel geworden. Ich muss regungslos dagelegen haben, ich weiß nicht wie lange. Plötzlich schaltete jemand das Licht an.

„Aufstehen!“, sagte eine Stimme. Ich blinzelte, konnte mich aber immer noch nicht bewegen. Miss Engel saß kerzengerade auf ihrem Stuhl, die Lippen zusammengepresst, starrend wie eine Eule, ihr Stuhl flankiert von zwei Pflegern.

„Sie ist tot“, verkündeten sie. Sie nahmen den Sessel hoch, und in ihren mauvefarbenen Pumps erhoben sich Miss Engels Füße. Als sie um das Tischchen am Kopfende der Couch rangierten, auf der ich lag, stieß einer der Pfleger die mexikanische Pflanze um. Der Tontopf zerschellte, die Erde krümelte über den Teppich und legte die nackten rosa Wurzeln der Pflanze frei. Ich glaubte, die Wurzeln sich ringeln und nach mir greifen zu sehen. Ich fiel in Ohnmacht.

Nach wenigen Tagen wurde ich einer gewissen Dr. Wichita zugeteilt. Als ich das erste Mal zur Therapie hineingerollt wurde und ihren Kopf hinter der großen Rückenlehne eines Ledersessels auftauchen sah, war ich mir nicht sicher, ob ich es mit einem Mann oder einer Frau zu tun hatte. Aber als ich sie dann zum ersten Mal bei Tageslicht sah, entschied ich mich dafür, dass sie eine Frau war. Die eindrucksvolle Falkennase hätte einem Mann gehören können; auch waren ihre Augenbrauen buschig, und sie trug einen Herrenschnitt, den Nacken sorgfältig ausrasiert. Doch ihre schweren Lippen waren in grellem Karminrot geschminkt; sie trug große Knopfohringe und einen Reif aus farbigen Perlen um den kurzen Hals. Ihr Haar war in einem zarten Orange getönt, für einen Mann eher ungewöhnlich.

Es ist alles viel besser jetzt. Ich glaube, sie haben mich als hoffnungslosen Fall aufgegeben. Wenn ich hier so liege und an meinem Speichel kaue, frage ich mich immer wieder: Ist dies der Tod, den Miss Engel meinte, oder ist es die Wiedergeburt?

Dr. Wichita, mit der ich meine Sitzungen bei Miss Engel bespreche, bemerkt dazu nur: „Wen zum Teufel interessiert, was sie gemeint hat? Sie ist tot.“

„Und ich?“, frage ich tränenüberströmt. „Werde ich zu einem vollständigen, lebendigen ...?“

„Finden Sie nicht, dass es dafür ein wenig spät ist“, unterbricht mich Dr. Wichita in dem Moment als meine Stimme versagt.

Miss Engel fand immer, es sei niemals zu spät. Sie erzählte mir oft von einem ihrer Patienten, der dreiundsiebzig Jahre alt war und aufblühte wie ein Kind. Er fing an zu bildhauern, gründete eine Zeitschrift, er heiratete sogar noch einmal und bekam einen Sohn.

Ich schäme mich, Dr. Wichita davon zu erzählen. Ich weiß, dass sie sagen wird: „Blödsinn!“ Also weine ich nur still in mich hinein. Dr. Wichita, die eigentlich ein gutes Herz hat, senkt die Mundwinkel, was ihre Art ist, Sympathie zu zeigen.

„Es muss schlimm für Sie sein, dieser Ziege acht Jahre lang Ihr Herz ausgeschüttet zu haben“, schnaubt sie. „Und wohin hat Sie das gebracht?“

„Ich weiß nicht“, sage ich. „Hierher. Zu den Sitzungen bei Ihnen.“

„Und was zum Teufel erwarten Sie von mir?“

„Nichts.“

Aber da lüge ich. Ich möchte, dass Dr. Wichita mich adoptiert. Ich würde zu einem kleinen Mädchen werden, mit blondem Haar, das mir über den Rücken fällt, so süß und anmutig, dass sie mir nicht widerstehen könnte.

Jedes Mal wenn es zu einer Sitzung ging, malte ich mir aus, sie würde damit enden, dass sie mich mit nach Hause nähme. Sie würde mich ihrem Ehemann präsentieren, den ich mir als kleinen, verbitterten Mann mit Glatze vorstellte, der sich schon immer ein kleines Mädchen so sehr gewünscht hatte, aber in den zwanzig Jahren ihrer Ehe waren sie kinderlos geblieben. Dr. Wichita würde ihr ganzes Geld dafür ausgeben wollen, um mir schöne Dinge zu kaufen. Sie würde ihre Teilzeitstelle an der Klinik kündigen und sich nur noch meiner Erziehung widmen. Sie würde mich zu einem Filmstar machen.

„Ich kann Ihnen einen Entlassungsschein ausstellen“, blafft Dr. Wichita und unterbricht meine Phantasie.

„Nein“, stammle ich, obwohl ich weiß, dass sie es nicht so meint.

Dr. Wichita ist geduldig mit mir. Sie lässt mich mit Puppen spielen. Beschäftigungstherapie nennt sie das. Das hat mir sehr geholfen. Ich glaube, ich fange langsam an, mich ein wenig herumzubewegen, auf dem Bauch kriechend.

Ich plaudere viel mit Dr. Wichita über die Puppen. Eine davon ist zum Leben erwacht. Vielleicht bin ich das. Sie ist neun Jahre alt und spindeldürr. Ich wickle sie in weite, bauschige Röcke, weil sie so ein zartes, verletztes kleines Wesen ist.

„Soweit ich weiß, sind Mädchen kastrierte Jungen“ – als Antwort nickt Dr. Wichita bestätigend –, „und es gibt eine Wunde: diesen kleinen blutenden Mund zwischen ihren Beinen.“

Denn obwohl sie erst neun ist, blutet sie bereits. Sie heißt Ellen und ist kahl. Aber ich klebe ihr eine orangefarbene Perücke auf die Glatze und gebe ihr schicke Vornamen: Annabella, Beatrice, Francesca.

„Beatrice hat keinen Busen“, gestehe ich Dr. Wichita schüchtern, „vielleicht gerade mal die Andeutung einer Schwellung rund um ihre kleinen Brustwarzen. Aber kein Schamhaar“, versichere ich, „keinen Bart um die blassen Lippen ihrer Wunde.“

„Warum keinen Bart?“, fragt Dr. Wichita plötzlich aggressiv, legt die Zeitung weg, in die sie vertieft war, und streicht sich über das gedrungene Kinn.

Da aber von mir keine Antwort kommt, wendet sie sich wieder der Zeitung zu und murmelt: „Man kann sich das ja immer wegrasieren, nicht wahr. Unsinn!“, fügt sie hinzu und fängt im Versuch, das Kleingedruckte zu lesen, stark zu schielen an. „Weiter, ich höre zu!“

Dr. Wichita tut mir gut. „Warum geben Sie nicht auf?“, fragt sie mich immer wieder. Von allem, was man mir bislang gesagt hat, ist dies das erste, was einen Sinn ergibt. „Warum geben Sie nicht ganz einfach auf?“

Manchmal frage ich mich noch immer, ob ich nicht eines Tages als richtiges Kind wiedergeboren werde. Aber meine Füße, wenn sie aneinander reiben, fühlen sich groß und schwielig an.

Dr. Wichita fragt: „Sind Sie noch dabei?“

Die meiste Zeit starre ich sie jetzt nur noch an oder blicke zum Fenster hinaus auf die zitternden Blätter. Sie erledigt Telefonate, feilt sich die Nägel, stellt Rechnungen aus.

„Wollen Sie da einschlafen“, fragt sie. Manchmal tue ich das.

„Vielleicht bin ich geheilt“, sage ich.

„Ja, vielleicht sind Sie das.“

Ich werde in den Hof hinausgerollt, wenn das Wetter schön ist.

Die Haie

Wenn der Junge die Augen schloss, brauste die See unter seine Lider und schwappte ihm über den Kopf, eine warme grüne See, glasklar. Sein Gesicht war im Wasser, die Augen, weit offen, blickten hinab ins bodenlose Blau, vorbei an seinen blassen Froschschenkeln. Jedes Mal kamen die Haie. Zuerst einer, dann ein zweiter und ein dritter, sie fielen ihn von mehreren Seiten und von unten an, weiß und gesichtslos, die mörderischen Zahnreihen schief in ihre Unterseite eingeschnitten. Manchmal sah er die Schwerter ihrer Schwanzflossen in geringer Entfernung, wenn sie direkt und torpedoschnell auf ihn zukamen. Seine Angst war weiß und kalt wie die Mörder. Er wagte nicht, sich umzudrehen und zu flüchten, denn am meisten fürchtete er um seine Beine. Die Kehle oder sein Herz hätte er dargeboten, doch er wusste, der Hai würde ihm die Beine abfressen. Manchmal wehrte er sich heftig mit den Fäusten und tat so, als würden die Haifischzähne seinen Oberschenkel nur streifen; er spielte den Helden, ritt den riesigen Fisch wie einen Delphin und stieß ihm sein Pfadfindermesser in die Seite. Aber es kamen weitere Haie, angelockt von dem Blut, und umschwärmten ihn. Erschöpft schloss er irgendwann die Augen, und kraftlos im Wasser treibend ließ er es zu, dass sie gewaltige Stücke aus ihm herausrissen. Schließlich war es ja nur ein Traum. Dennoch fühlte er sich schwach, wenn er erwachte, und seine Beine schmerzten an den Stellen, wo ihn die Haie gebissen hatten.

Sie kamen jede Nacht, sobald er die Augen schloss. Es half nichts, mit weit geöffneten Augen ins Leere zu starren, um wach zu bleiben. Das funktionierte nie. Noch während er mit der Anstrengung kämpfte, seine Lider am Zufallen zu hindern, ergriff ihn der Schlaf bereits von hinten und kehrte ihm die Augäpfel nach innen, wo die Mittagssonne die friedliche See überflutete und jedes drohende Dunkel zerstreute. Ohne den Szenenwechsel überhaupt zu bemerken, plantschte er arglos in dem sonnenfunkelnden Wasser, bis er plötzlich, bei einem Blick nach unten, ihre weiße Masse sah, die Mäuler mit den Sägezähnen zu ihm hin geöffnet. Dann töteten sie ihn sicher. Er erwachte mit dem Gefühl, tatsächlich mehrere Minuten lang tot gewesen zu sein. Die Haie waren weniger schrecklich, wenn er die Augen bewusst schloss und auf ihr Kommen wartete.

Aber jetzt, da er gerade aus dem Schlaf geschreckt war, genau in dem Moment, als ihm die Haie Glied für Glied abrissen, fühlte er sich vor Schmerz und Angst zu schwach, um ihnen gleich wieder zu begegnen. Er wünschte sich zu seiner Mutter.

Er setzte sich im Bett auf. Das Laken lag zerwühlt um ihn herum, grau und fließend. Schrecken lauerte in jeder Falte. Er suchte die Sicherheit der vertrauten Gegenstände in seinem Zimmer, doch sie alle hatten sich mit der Nacht gegen ihn verbündet. Der fransige Lampenschirm, Tisch und Stuhl nahmen die Umrisse der Kreaturen seines Traumes an. Der Boden glänzte gespenstisch feucht. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, kroch aus dem Bett und durchquerte das Zimmer; dabei trat er behutsam auf das Linoleum, mied mit den Blicken das schwarze Loch des Fensters und die halb offene Schranktür, gab sich Mühe, nicht gegen die Möbel zu stoßen, er hatte Angst, irgendetwas zu berühren, ehe er das Licht anmachte. Er musste sich zusammennehmen, um den Schalter zu drehen, der ebenfalls verzaubert war. Gebannt im elektrischen Schein wurden die Objekte wieder leblos und zu bloßen Oberflächen.

Er beschloss, nach oben zu seiner Mutter zu gehen. Als er die Tür zum Korridor öffnete, hörte er ihre Stimme, sie klang, als hätte sie mit jemandem Streit. Er stand am Fuß der Treppe und lauschte. Er hörte sie stöhnen und das Geräusch reißenden Gewebes, wie ein Laken, das zerfetzt wird. Sie weinte, und als sie etwas lauter sprach, waren es seltsam fremde Worte. Seit sein Vater weggegangen war, schlief seine Mutter allein in dem großen Bett im oberen Stock. Sein Vater befand sich auf einer langen Reise, hatte sie ihm gesagt. Immer wenn er fragte, wann sein Vater wiederkommen werde, wandte sie den Blick ab und sagte: vielleicht zu Weihnachten. Seine Mutter ging oben in ihrem Zimmer auf und ab und redete. Obwohl er nur ihre Stimme hörte, war er sich sicher, dass jemand bei ihr war. Sein Vater. Er musste heimlich in der Nacht angekommen sein, denn der Junge hatte oft gehört, wie seine Mutter ihn anflehte und ihm Vorwürfe machte. Er stellte sich den Vater vor, wie er stumm mit seinem hellgrauen Hut und Mantel dastand und Zigaretten rauchte, die er dann mit dem Absatz auf dem Boden zerdrückte. Manchmal glaubte er, eine andere Stimme zu hören, die in ersticktem Flüsterton sprach, und Männerschritte auf der Treppe, dann das Schlagen der Eingangstür. Bei dem Gedanken an den Mann, der bei seiner Mutter war, fürchtete er sich davor, hinaufzugehen.

Ihn fröstelte, und er war müde, und so ging er zurück ins Bett, um zu warten, bis der Mann wegging. Er schloss die Augen und versuchte, an das Geschenk zu denken, das sein Vater ihm zu Weihnachten mit-

bringen würde. Einen echten Indianerkopfschmuck mit Adlerfedern. Einen lebenden Affen. Die Augen des Affen glommen sonderbar auf, wie eine brennende Zigarette im Dunkeln. Der Junge bemühte sich an etwas anderes zu denken: er stellte sich einen ganzen Spielzeugladen vor, mit kleinen Autos, Lastwagen und Eisenbahnen. Das Spielzeug begann herumzuschwimmen und auf und ab zu schaukeln, als hätten sich die Regale und Tischplatten in Wasser verwandelt. Um der Welle seines Traums zu widerstehen, die ihn jedes Mal den Haien entgegen warf, setzte er sich gerade im Bett auf und starrte angestrengt in die Finsternis.

Langsam versiegte die Nacht, und die erste Blässe der Morgendämmerung füllte das Fenster aus. Er saß reglos da und horchte, ob Schritte die Treppe herunterkamen. Er blickte weiter angestrengt und verbot sich zu blinzeln. Dann sah er das Gesicht seines Vaters am Fenster. Der Vater kletterte herein wie ein Einbrecher, sein hellgrauer Anzug war zerknittert und schmutzig. Ich darf keine Angst haben, dachte der Junge. Es ist nur mein Vater. „Daddy, hast du mir ein Geschenk mitgebracht?“, fragte er. Sein Vater lächelte nicht. Er zog eine Pistole aus der Hosentasche und richtete sie auf ihn. Es ist ein Spiel, dachte der Junge und hob die Hand, die Finger gekrümmt, auf seinen Vater zielend und bereit, den Abzug zu drücken. Er spürte, wie ein Kugelhagel seine Brust und Kehle durchschlug, aber er wich nicht von der Stelle. Es ist eine Spielzeugpistole! wollte er sagen, aber aus seiner Kehle sprudelte nur Blut. Sein Blick trübte sich, doch er fühlte keinen Schmerz. Er sah, wie sich der verschwommene Umriss seines Vaters durch das Fenster zurückzog, dann hörte er es zuschlagen. Er schien durch beschlagenes Glas zu blicken. Er machte einen Schritt nach vorn und stolperte gegen die Fensterscheibe. Auf der anderen Seite der Scheibe war Wasser, mit sich wiegenden Gräsern und umherschießenden Fischen. Das Haus stand am Grund des Meeres, umgeben von Wasser. Die Haie kamen ans Fenster herangeschwärmt und pressten ihre mächtigen weißen Leiber an die Glasscheibe. Sie drehten sich leicht, und er sah ihre gedunsenen Silberbäuche und die Mäuler wie umgekehrte Mondsicheln, die Sägezähne gebleckt. Und der Junge sah seinen Vater im Wasser, ein Päckchen in der Hand, mit Händen und Füßen rudern, eine glimmende Zigarette im Mund. Sein Vater schwamm mit den Haien vor das Fenster, er schien dem Jungen Zeichen zu geben, damit er ihm öffne. Aber der Junge hatte Angst, die Haie würden hereinkommen, wenn er das Fenster aufmachte, um ihn einzulassen. Er sah seinen Vater unter Wasser die Faust schütteln. Er ging zurück ins Bett und zog sich die Decke über den Kopf. Er hörte,

wie sein Vater es an allen Fenstern im Haus probierte. Er tat, als würde er schlafen.

Er kroch aus dem Bett, als er seine Mutter in der Küche hörte. Es war noch dunkel. Barfuß, in ihrem weißen Nachthemd stand sie da und schlug Eier in eine große Bratpfanne, mit geschlossenen Augen.

„Aber es ist noch Nacht“, sagte der Junge.

Sie drehte sich zu ihm um, ohne die Augen zu öffnen, und lächelte mit ungewöhnlich langen und schönen Zähnen, wie geschnitztes Elfenbein. „Nimm dir eine Schüssel und iss deine Cornflakes“, sagte sie.

Sie schlug weiter Eier am Rand der Pfanne auf. Für wen macht sie diese ganzen Eier? fragte sich der Junge. Mit einem Aufschrei landeten die Eier in dem heißen Fett. Er fand weder Schüssel noch Cornflakes, aber er sagte nichts; er blickte durch das Küchenfenster hinaus in die Nacht. Er sah zwei müde Augen. Er war draußen und beobachtete seine Mutter in der Küche, die etwas in einem großen Kessel umrührte. Er glaubte einen unbehaarten Schwanz zu erkennen. Dann tauchte das Gesicht seiner kleinen Schwester auf. Die Mutter badete sie. Aber sie schien tot zu sein, ihr Fleisch löste sich in Brocken von den Knochen, grau und schuppig. Seine Mutter lächelte dasselbe langzähne Lächeln.

Er schrie. Es war still im Haus. Er trat auf den Korridor hinaus und horchte unter der Treppe. Seine Mutter lief nicht mehr auf und ab. Der Mann musste gegangen sein. Er schlich sich auf Zehenspitzen die Treppe hinauf in ihr Zimmer und kroch zu ihr unter die Decke, barg das Gesicht an ihrer Schulter und schlief ein.

Eines Morgens entdeckte der Junge, dass seine Mutter tot war. Mitten in der Nacht war er zu ihr gekommen; am Morgen wollte er sie wecken und tippte gegen ihre Wange, doch sie rührte sich nicht. Es war dunkel im Schlafzimmer, die Jalousien waren heruntergelassen, aber ihm war, als würde er einen Blick von ihr auffangen. Er ging nach unten. Er beschloss sie zu überraschen, indem er sich alleine anzog. Seine Mutter hatte vergessen, ihm eine saubere Hose und ein Hemd für den nächsten Tag herauszulegen. Eine Zeitlang saß er niedergeschlagen auf dem Betttrand und lauschte seiner kleinen Schwester, die im Nebenzimmer kleine Gurgelgeräusche von sich gab. Nach einer Weile zog er das zerknitterte Hemd und die Hose an, die vom vorigen Tag in einem Haufen neben dem Bett lagen. Das Gebrabbel des Babys nebenan wurde lauter und klagender. Es verwandelte sich in ein Jammern. Während er sich die Schuhe zuband, hörte er oben den elektrischen Wecker, der lange schrillte, bis der Minutenzeiger über die eingestellte Zeit rückte. Er ging

die Treppe hinauf und in das Zimmer der Mutter, dabei knallte er die Tür gegen die Wand. Er ließ die Jalousien mit lautem Krachen hochschnellen, sodass Licht den Raum durchflutete. Seine Mutter lag mit offenen Augen da, aber sie war nicht wach. Als er nach ihrer Hand griff, fiel sie herab. An jenem Nachmittag kamen sie und holten sie ab.

Wenn er jetzt im Schlaf starb, konnte er nicht mehr Zuflucht beim Körper seiner Mutter suchen, denn sie lag in einem Sarg begraben unter der Erde. Sein Vater kam nie zurück, um ihm ein Geschenk zu bringen. Vielleicht lag auch er irgendwo in einem Sarg. Der Junge und seine Schwester zogen in eine große Stadt zu einer Tante. Die Tante war alt. Sie trug ein Gebiss, das sie in einem Wasserglas auf dem Nachttisch aufbewahrte. Er umarmte sie ungelent. Niemals wollte er in einem Sarg liegen. Er hatte Angst davor, lebendig begraben zu werden.

Wenn die Haie in der Nacht kamen, versuchte er nicht mehr, wegzulaufen oder sich zu wehren. Er rief sie und bot ihnen seine Gliedmaßen dar, und er ertrug den Schmerz tapfer, bis er ohnmächtig wurde. Es waren jetzt wunderschöne Haie, samtschwarz mit gefransten Flossen, sie zogen sanft durch das Wasser, und ihre Leiber wendeten sich wie Schals, sie hatten weiche Schnauzen, und er spürte, wie ihre Lippen ihn liebkosten, ehe sie die Zähne in seinen Schenkel schlugen.